Georg Siegmund

DIE DÄMONIE DES GESCHLECHTLICHEN

Sonderdruck aus „Königsteiner Studien"
17. Jahrgang 1971, Heft 3/4

Die Dämonie des Geschlechtlichen

Den Menschen aller Zeiten hat das Erfahren seiner Geschlechtlichkeit innerlich so gepackt und geschüttelt, sein Sinnen und Denken so in Beschlag genommen, daß er es immer wieder unternommen hat, sich Leben und Welt nach dem Modell-Bild des Geschlechtlichen vorzustellen. Mag auf den sittlich Gebildeten die psychoanalytische Feststellung, daß die Sprache der Straße geschwängert ist mit sexuellen Anspielungen, daß etwa Soldaten mit einer sexualisierten Phantasie selbst Teile ihres Gewehres mit der Geschlechtssphäre entlehnten Bezeichnungen benennen, zunächst schockierend wirken, die Tatsache — mag man sie moralisch beurteilen wie immer — besteht und läßt sich nicht wegleugnen. Ist einem einmal der Blick dafür geschärft, läßt sich leicht feststellen, daß wir es hier nicht mit vereinzelten Erscheinungen zu tun haben, sondern einem geradezu universalen Phänomen. Eine erotisch und sexuell gespannte Phantasie kann mit dem Spiel ihrer Gestaltungen die ganze Welt beleben. Ja, etwas für viele Erschütterndes ist es, daß sie auch vor dem Bereich des Heiligen nicht halt macht und in das Reich des Göttlichen einbricht.

Wenn den Menschen die Wogen seiner sich regenden Geschlechtskraft überkommen, meint er rasch zu verspüren, wie ihn eine welt-erzeugende und welt-erneuernde Ur-Kraft, ja die Zentral-Kraft allen Seins überhaupt, durchströmt. So neigt er dazu, seine Geschlechtlichkeit in den Kosmos hinauszuverlegen und sie zu vergöttern, zu „divinisieren". Im Vollbesitz seiner Geschlechtskraft, als Leben erzeugendes Wesen, fühlt er Göttliches in sich, ja hält sich selbst für den Gott. So heißt es im „Symposion" Platons, die Zeugung sei „ein göttlicher Vorgang", das sterbliche Geschöpf trage die Fähigkeit dazu „als unsterbliche Beigabe in sich", Zeugung sei „etwas Ewiges und Unsterbliches" (Symposion 25). Eros, der Gott der Zeugungskraft, wird als „uralter und gewaltiger Gott" bezeichnet, der nach vielseitiger Übereinstimmung „zu den ältesten Gottheiten gehört (Symposion 5 u. 6).

Mag auch ein monotheistischer Ur-Glaube in Gott ein geschlechtsloses und übergeschlechtliches Ur-Wesen gesehen haben, den All-Wissenden, der in des Menschen Herzen sieht und an ihn sittliche Forderungen stellt, so läßt sich schon von den Relikten der Eiszeitkultur her eine ganz andersartige Strömung fassen. Sie kommt vom Erleben einer rauschhaften Schöpfungswonne im Geschlechtlichen her, überspült den Urglauben und bricht in die Vorstellung des Göttlichen derart ein, daß dieses selbst anthropomorph geschlechtlich gedacht wird, wobei eine natürlich gesunde

Sittlichkeit meist feste Schranken einhält. Doch das Geschlecht wird göttlich und die Götter werden geschlechtliche Wesen. In den Mythologien der Menschheit kehrt die Erzählung immer wieder, die Welt verdanke ihre Entstehung einer kosmischen Geburt aufgrund der Begattung zweier kosmischer Urwesen, von denen das eine männlich, das andere weiblich gewesen sei.

Den göttlichen Verkörperungen des mütterlich-gebärenden Prinzips stehen die göttlich-männlichen Befruchter gegenüber: Keb neben Nut (Ägypten), Osiris neben Isis (Ägypten), Attis neben Kybele (Phrygien), Xipe neben Tlacoltoctl (Mexiko), Tamuz neben Istar (Sumer), Adonis neben Aphrodite (Griechenland), Shiva neben Durga (Indien). Sie alle sind innerkosmische Gottheiten, während der Jahwe Israels in erhabener Größe und Heiligkeit über den Kosmos hinausragt und die Polarität des Menschen als Mann und Weib das Werk seines schöpferischen Willens ist.

Schon „die Welt, worein die Griechen traten" (Kern) kannte den Dienst der Fruchtbarkeitsgötter mit geschlechtlicher Entfesselung. Sie stammen aus den ältesten Tiefen einer Pflanzer-Religion, der schon immer ein orgiastischer Kult der Zeugungsgeister nahe gelegen hatte. „Auch für die taurischen Erben der Pflanzerreligion blieb" — sagt Kern — „die losgelassene Lust etwas Göttliches. Selbst in den nicht eigentlich orgiastischen eleusinischen Mysterien ist das sakramentale Geheimnis etwas Geschlechtliches. Mutterschoß und Phallos, die heiligen Ursymbole des Lebenskultes, sind gleichzeitig Werkzeuge der Lust. Vielfach mußte an den Zentren der taurischen Kulte jedes Mädchen seine Jungfernschaft ‚dem Gotte' opfern; die Hochkultur entwickelte aus dieser Sitte die ständige Tempelprostitution. Dem schrankenlosen Trieb waren auch die Knaben vogelfrei. Die Verbindung geschlechtlicher Überreizung mit zerfleischendem Blutrausch verstieg sich zu dem ekelhaften Brauch der Selbstentmannung. Die Große Göttin hat verschnittene Diener, Zwischenwesen zwischen Mann und Weib. Tribaden und Kinäden tummeln sich im heiligen Bezirk und so hängt sich in der Mysterienreligion an den Aufschwung mystischer Gefühle schwer der Niederzug saturnalischer Triebe in der Naturseite des Wachsens und Vergehens. Eine Woge glühender Genußgier raste mit Dionysos periodisch durch das Land, der Karneval mit dem zwiefach widerlichen Toben betrunkener Weiber. Der alte pflanzerische Fruchtbarkeitszauber war nun einmal in der Jahreszeitenreligion fester Einschluß geblieben; da erhielten sich auch die uralten periodischen Enthemmungen und die seelischen Krampfzustände im Rausch des Fleisches. Sich dieser unwiderstehlichen Genußwoge zu widersetzen, wurde ja nun als Religionsfrevel gebrandmarkt; der religiösen Ausgelassenheit, dem Orgiasmus des Dionysos sich zu entziehen, das sollte dem allzu Sittsamen göttliche Bestrafung bringen" [1].

Gewiß war den Religionswissenschaftlern der Geschlechtskult in alten Kulturen bekannt. Als aber ein moderner Missionar sich als unbefangener ethnologischer Forscher betätigte und bei Völkern der Südsee auf das „Zweigeschlechterwesen" mit göttlicher Verehrung stieß, begegnet seine Entdeckung bei Fachleuten ungläubiger Skepsis und scharfer Kritik. Indes hat die Kritik nur mit einer Einschränkung der nicht mehr zu leugnenden Beobachtungen recht. Es ist nicht so, als ob eine divinisierte Sexualität einfach das ganze Seelenleben dieser Eingeborenen überschwemmte. Vielmehr ist ihnen eine starke religiöse Scheu eigen, die dem Göttlichen zugesteht, wovor man sich selbst scheut, ähnlich wie Heraklit vom dionysischen Phalluskult sagt: „Wäre es nicht Dionysos, dem zu Ehren man den Festzug veranstaltet und das Phalluslied singt, dann wäre das ganze Tun höchst schamlos." Die Bewußtseinsspaltung, die dem kultischen Tun zugesteht, was dem privaten Leben nicht gestattet ist, bildet überhaupt ein Kennzeichen aller Geschlechtskulte [2].

Es macht einen großen Unterschied aus, ob wir von an sich den Menschen in seiner menschlichen Existenz berührenden Dingen nur aus weiter zeitlicher und räumlicher Ferne hören, oder ob wir unmittelbar mit ihnen konfrontiert werden. So war es für mich — ich muß es gestehen — ein unerwartetes und schockierendes Erlebnis, als ich in einem japanischen Schinto-Schrein die Kultobjekte eines Phalluskultes vor mir sah. In allen möglichen Größen waren „Phallen" aufgestellt, Hölzer, denen man durch Bearbeitung die Form des männlichen Geschlechtsgliedes gegeben hatte. Daneben waren in dem typisch japanisch gepflegten Tempel-Garten allerlei Dinge aufgestellt, die offensichtlich von einer sexuell geschwängerten Phantasie zu Symbolen der Geschlechtlichkeit aufgeladen waren. So etwa Bäume oder Baumteile mit Ästen, in deren Verzweigungen man weibliche Schenkel mit Scheide hineingesehen hatte. In der Nähe des Phallus-Tempels befand sich ein gegengeschlechtlicher Tempel mit Nachbildungen weiblicher Geschlechtsteile als Kultgegenstände; so eine Standarte, auf der in vollendeter Realistik eine klaffende weibliche Scheide aufgemalt war. Wenn „Priester" dieses Kultes einen riesigen meterlangen Phallus zum Fest der „heiligen Hochzeit" in Prozession herumführen, sollen — so wurde wir von Zeugen versichert — am Schluß der Festlichkeit alle Schranken der sonst die Gesellschaft bindenden Scham fallen und sich Männer und Frauen in rauschhafter Ekstase wahllos paaren.

Bekannter als der japanische Phalluskult ist der indische Lingam- (oder Linga-) Kult. Von ihm nimmt ein Fachmann an, er dürfte wohl „die älteste einheimische Religion" sein. Auch er — es ist Klaus Klostermaier — gesteht, daß es auf einen Europäer schokkierend wirkt, wenn er zum ersten Mal diesem Gegenstand begegnet, unter dem der Gott Shiva überall verehrt wird. „Es ist ein Phallus, senkrecht auf einer stilisierten Darstellung des weiblichen Gegenstücks montiert." Es ist sehr aufschlußreich, daß moderne Hindus verletzt tun, wenn man sie „Phallus-Anbeter" nennt. Sie beginnen bald einen Mythos zu erzählen, der eine Erklärung der Verehrung bieten soll. Die am meisten verbreitete Variation des Mythos erklärt seinen Ursprung „sehr un-

[1] Fritz Kern, Die Welt, worein die Griechen traten in: Anthropos 24. Bd. 1929, S. 196.

[2] Josef Winthuis, Das Zweigeschlechterwesen. Leipzig 1928. Vgl. dazu: Gerhard Peekel, Das Zweigeschlechterwesen, in: Anthropos 24. Bd., S. 1005—1072 und H. Baumann, Das doppelte Geschlecht. Berlin 1952.

umwunden und ungeschminkt sexuell", so drastisch, daß Klostermaier meint, die Geschichte nicht wiedergeben zu können. Indes darf man sich nicht zu der Annahme verleiten lassen, die Verehrung dieser Zeugungssymbole errege in allen Verehrern sexuelle Gefühle. Immer wieder sind Frauen und Kinder zu beobachten, welche diese Dinge mit großer Andacht verehren, offensichtlich ohne dabei sexuell erregt zu sein. „Anderseits darf man auch nicht übersehen, daß selbst Inder die Linga-Verehrung nicht so ganz undisputiert hinnehmen. In den Veden finden wir sehr abfällige und böse Bemerkungen über die Leute, die ... den Phallus verehren, und die Vaisnava-Bücher gießen ihre Verachtung aus über die Linga-Anbeter und wissen, daß der Linga-Kult von den Dämonen eingeführt wurde, die nur die Leute verderben wollen" (Klostermaier[3]).

Auf Grund eigener Beobachtung weiß Arthur Koestler in seinem Buch „Von Heiligen und Automaten" treffende Bemerkungen zur Eigenart und Bedeutung des Sexualkultes der Inder zu machen. Mag der Eros der Griechen auch zunächst der Zeugungsgott sein; er war ambivalent und erwies sich zur Sublimierung und Vergeistigung geeignet. Anders bei den Indern; ihnen fehlt der Eros, wie wir ihn bei den Griechen haben. Sein Platz ist ganz von Kama, der Urkraft der sexuellen Begierde, eingenommen. Allein durch seine stürmische sexuelle Kraft vermag der junge Gatte seiner Frau zu imponieren, wie auch nur so ihr seine Zuneigung zu beweisen. Dabei freilich fühlt sich der Inder zugleich von der Gewalt dieser Urkraft in seinem Person-Sein bedroht; er fürchtet es zugleich, sich ganz dieser unpersönlichen kosmischen Macht auszuliefern. So versucht er immer wieder, sich ihr zu entwinden, um nicht Einbuße an den Lebenskräften seines Leibes und Geistes zu erleiden. So kommt es, daß die Haltung der Inder zur Sexualität noch zwiespältiger ist als bei irgendeinem anderen Volke. „Auf der einen Seite" sagt Koestler — „die strenge Trennung der Geschlechter, Prüderie, Lob des geistigen und physischen Wertes der Enthaltsamkeit, ‚kühle' Diät, geiziges Aufsparen des wertvollen Lebenssaftes. Auf der anderen Seite der Lingamkult, eine sexualbesessene Mythologie, erotische Bildwerke in den Tempeln, auf denen die erstaunlichsten Kunststücke coitaler Akrobatik zu sehen sind, die Ars Amandi des Kama Sutras, die gewürztesten Curries, Läden mit der verlockenden Aufschrift ‚Sexual-Apotheke', ein unerreichter Handel mit aphrodisischen Mitteln und Gewürzen"[4].

Bereits in dieser ambivalenten Haltung des Inders zur Sexualität deutet sich etwas sehr Wichtiges an: Die Faszination durch den Sexus mit seiner Divinisierung schlägt in innerer Folgerichtigkeit um in eine Dämonisierung und panische Angst vor ihm. Beide Erscheinungen stehen in einem inneren Zusammenhang miteinander. Hier ist es wirklich so, daß ein Extrem das andere ruft.

[3] Klaus Klostermaier, Hinduismus. Köln 1965, S. 101 f.

[4] Arthur Koestler, Von Heiligen und Automaten. Mit einem Nachwort von C. G. Jung. Bern 2. Aufl. 1964, S. 173 f.

Auf der einen Seite herrscht ein exzessiver Lingamkult; Millionen tragen den Lingam an einem Kettchen um den Hals. Kaum in einem Dorf fehlt ein Schrein für Shiva mit einer zylindrischen Steinsäule, welche auf einer Platte mit einem runden Loch steht. Überall werden in Basaren Lingams feilgehalten. Im heiligen Benares sehen ganze Straßen wie Wälder aus, in denen Lingams in jeder Größe wachsen. Auf der anderen Seite ist ebenso unverkennbar die Scheu davor, die eigentliche Bedeutung des Symbols ganz zum Bewußtsein gelangen zu lassen. Wer es wagte, frommen Phallusverehrern diesen Sinn ungeschminkt zu sagen, müßte — wie gebildete Hindus versichern — damit rechnen, nicht mit heiler Haut davonzukommen. So ahnungslos und unbekümmert auch viele Verehrer des göttlichen Phallus tun, so kann es sich doch nur um eine aus Scham erfolgte Bewußtseinsspaltung handeln. Scham ist auch den mythologischen Gestalten nicht fremd, heißt es doch in den mythologischen Berichten, daß die beim Beischlaf überraschten Götter vor Scham sterben.

Eben die „gleichzeitige beschämte Verleugnung und triumphierende Bestätigung der Sexualität im Mythos zeigen an, wie tief und alt die Wurzeln der Ambivalenz der Hindus sind. Die erotische Tempelbildnerei, in der eine üppige und fiebrige Phantasie in endlosen, unersättlichen Variationen in Hunderten von Szenen längs der Wände überströmt, erregt bei dem Besucher den Eindruck, er sei in ein heiliges Bordell der Götter geraten; und die Tempeltänzerinnen einer erst jüngsten Vergangenheit müssen eine greifbare Bestätigung gewesen sein. Die allgegenwärtigen Öldrucke von Shiva und seiner verführerischen Parvati, von Krishnans Liebesspielen mit den Gopis und die Verherrlichung des Lingam gemahnen uns ständig an die Urkraft der Zeugung und schaffen eine mit tückischer Symbolik geladene Atmosphäre; gleichzeitig aber ist die Sexualität der gefürchtete Feind, und die Bedeutung des Symbols wird verleugnet" (Koestler 175 f.).

Auch in der griechischen Mythologie stoßen wir allenthalben auf das Phänomen einer Projektion des Geschlechtlichen in das Kosmische und Göttliche hinein. So weiß Aischylos von der „Liebesglut des heiligen Himmels", dem das bräutliche Sehnen der Erde entgegenstrebt, wie von ihrer Befruchtung durch den Regen, so daß sie schwanger wird. Der Mythos setzt die geschlechtliche Umfassung „als gewaltigstes Geschehen an den Anfang der Welt", so in der „Erzählung der Theologie (176), wie der große Uranos, die Nacht bringend, kam, ‚in Liebesbegier die Gaia umfaßte und sich ganz über sie breitete'. Wie groß die Bedeutung dieses Bildes war, zeigt sein Fortleben in berühmten Mythen. Zwar ist es hier unkenntlich geworden, weil die Ehegatten nicht mehr die sprechenden Namen ‚Himmel' und ‚Erde' tragen: in der Rolle des Himmels erscheint Zeus, in der der Erde Danae und andere menschliche Frauen. Aber bei schärferem Zusehen wird es klar, daß hier immer dasselbe uralte Motiv unter verschiedenen Namen und in verschiedener Auffassung wiederkehrt" (Otto[5]).

[5] Walter F. Otto, Die Götter Griechenlands. Das Bild des Göttlichen im Spiegel des griechischen Geistes. 1947, S. 37 f.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst der frühen griechischen Philosophen, gegen diese vermenschlichte Auffassung des Göttlichen entschieden Einspruch erhoben und durch diesen Protest zur Reinigung und Klärung des Gottesbegriffes beigetragen zu haben. So hat Xenophanes (geb. ca. 580 v. Chr.) mit einer kühnen Attacke den Sturmangriff auf die alten Mythen begonnen. Ihm sind die allzu menschliche Züge tragenden Götter der Zeit des göttlichen Namens unwürdig. Er macht Hesiod und Homer den Vorwurf, Taten, die schon unter Menschen als schändlich gelten, den Göttern angedichtet zu haben. In einem von ihm stammenden Lehrgedicht, von dem uns Bruchstücke erhalten sind, versucht er die anthropomorphen Vorstellungen von der Gottheit lächerlich zu machen. Für ihn steht eines fest: Es kann nicht eine Vielheit von Göttern geben; Einer nur kann über alle anderen herrschen. Das Höchste und Beste kann nur Eines sein. Dieser eine Gott ist allgegenwärtig und den Sterblichen weder an Gestalt noch an Gedanken ähnlich. Freilich gelingt es Xenophanes noch nicht, den Gottesbegriff in seine absolute Transzendenz hinein zu verfolgen. Für ihn bleibt der höchste Gott noch identisch mit dem einen Weltganzen; er vermag einen Pan-Theismus noch nicht zu überwinden.

So bedeutsam auch der Beitrag einer kritischen Philosophie zur Hebung des Gottesbegriffes war, solch kritisches Denken verblieb im Kreise von wenigen und war nicht kräftig genug, die orgiastischen Massenkulte eines divinisierten Sexus und eines kosmisierten Eros abzuwehren und einzudämmen. Es ist müßig zu fragen, ob der griechische Dionysoskult von „barbarischen" Völkern herstammt und von den Griechen übernommen worden ist. Es gab ihn sicher bereits in der Welt, in welche die Griechen eintraten. Er hätte aber in Hellas nicht zur Blüte gelangen können, wäre ihm nicht eine innere Bereitschaft entgegengekommen. In dieser Hinsicht waren die Griechen keine Ausnahmemenschen.

Von vielen Seiten her drängen sich uns Belege für die Tatsache auf, daß die Phantasie des Menschen, vom Erleben der eigenen Geschlechtlichkeit her aufgeladen, sexuelles Begehren und Tun in die Welt der Götter hineinprojiziert und die Phantasiegestalten seiner Götter in großartiger Weise damit ausstattet. In seiner Übersicht über die Dinge mit dem Titel „Religion und Eros" sagt Walter Schubart: Dem Menschen „steigt der Gedanke auf, daß der Himmel die Erde schwängert, daß die Gestirne dem Beilager göttlicher Mächte entfahren (wie die Sonne in der ägyptischen Mythologie). Indem er sie mit den Schauern des Heiligen umgibt, erschafft er die Religion der Schöpfungswonne. Ihr tiefster Gedanke: Die Welt ging aus einer urtümlichen Brautnacht hervor, aus einer erotischen Begegnung kosmischer Urgewalten. Also ist der Eros das Wesen aller Dinge. Diese Religion ist von Grund aus erotisch. Sie ist die Religion des Geschlechts. Ihre Liebesgötter sind vergottete Personifizierungen des zeugenden und gebärenden Prinzips, symbolische Ausgestaltungen des Befruchtungsaktes. Sie nehmen die Liebesvorgänge in ihre schützende Obhut. Daher ist es folgerichtig, sie durch den Akt zu verehren, der ihnen heilig ist und dessen Sinnbild sie ist. Die geschlechtliche Umarmung wird zur Form des Gebets und des

Opfers, zur sakralen Handlung, in der sich die göttliche Urschöpfung, das Mysterium der Weltgeburt wiederholt und fortsetzt" [6]. Schubart neigt freilich zu einer ungebührlichen Verallgemeinerung seiner These und zum Übersehen einer ganz andersartigen Religion, die nicht den trüben Quellen sexualisierter Phantasie entspringt.

Es ist wichtig hervorzuheben, daß die Griechen keineswegs nur das niedere menschliche Niveau einer Triebvergötzung kannten, bei dem es nur um den Akt des Begattens selbst geht, gleich wer mit wem diesen Akt vollzieht. Hier versinkt der Mensch als Einzelwesen, als geistig anrufbare Einzelperson. Der einzelne wird anonym, geht auf in der Masse. Nur deshalb können auf dem Höhepunkte der orgiastischen Feste die sonst wirksamen gesellschaftlichen Bindungen und Hemmungen fallen. Daß aber der Grieche eine auf ganz anderer Existenzebene stehende Liebe kannte, erweist schon die hymnisch verherrlichte Geschichte von Odysseus und Penelope, die sich trotz langer Jahre schmerzlicher Trennung die Treue zueinander halten.

Es tut Not, auf die allenthalben faßbare innere Zwiespältigkeit des Menschen hinzuweisen, der auf wenigstens zwei voneinander ganz verschiedenen Existenzebenen sich bewegen kann, doch offensichtlich auch so, daß er immer wieder dazu neigt, von der einen zur anderen hinüberzuwechseln. Man darf sich durch das Lärmen auf der unteren Ebene nicht beirren lassen, die andere ist auch da, um wenigstens zeitweise aus den Wogen der Triebgewalt wie ein Eiland aufzutauchen. Ebenso wenig darf sich der, der auf einer höheren geistigen Ebene steht, nicht durch die Scham den Blick für die Wirklichkeit vielfacher Triebherrschaft trüben lassen.

Feste kosmischer Erotik können zu einem Niederlegen der Schambarriere führen, wie es ärger nicht gedacht werden kann. So wird von Persien berichtet, daß der Höhepunkt eines Festes die öffentliche Begattung der Hetäre war, welche die Liebesgöttin symbolisierte. Vor dem Blick des jauchzenden Volkes näherte sich ihr der Buhle. Damit war der Höhepunkt des Festes erreicht; er galt zugleich als Anruf zu orgiastischer Massenpaarung. Für Tage fielen die Bande von Ehe und Gesellschaft. Im Taumel der nächtlichen Feier wurde jede Frau zum geschmückten Ebenbild des göttlichen Urbildes wie jeder Mann zum Nachbild des göttlichen Urmannes. Am Schluß des Festes konnte es dazu kommen, daß der öffentliche Buhler verbrannt wurde, war er doch nach der Befruchtung überflüssig geworden. Man ließ ihn mitleidlos sterben, wie die Spinne mitleidlos ihr Männchen nach der Begattung aufzehrt. In der Religion der divinisierten Liebe gilt nicht der Mensch als solcher, als Einzelwesen oder Person; heilig ist nur die geschlechtliche Urgewalt des Liebens.

Im antiken Griechenland war es vor allem der Dionysoskult, in dem sich die Divinisierung des Geschlechtlichen niederschlug. Auch er war vornehmlich Geschlechtskult mit dem Phallos als Symbol des Gottes. Doch schloß sich ein Phallosdienst auch an viele andere Kulte an, so von Demeter, Hermes, Artemis, Priapos, wie es wohl auch einen selbständigen Phalloskult gab. Ausdrücklich hebt Nilsson, der Untersucher

---

[6] Walter Schubart, Religion und Eros. Herausgegeben von Fr. Seifert, München 1966, S. 29.

dieser Kulte hervor, daß der Dionysoskult für die Griechen nicht nur ein Mittel bildete, um Fruchtbarkeitssegen auf die Erde herabzuziehen. Vielmehr trachteten sie danach, in einer erotischen Ekstase aus sich herauszutreten und sich mit dem Göttlichen zu vereinen. Tief im Menschenherzen hat dieser Drang seine Wurzeln; ihm „verdankt Dionysos seinen Siegeszug durch Hellas" (Nilsson[7]).

In der historischen Zeit scheint der Phallos bei keinem dionysischen Festzug gefehlt zu haben. Feste dieser Art fanden in dem ganzen Lande statt; in den Städten wurden sie zu prunkvollen Umzügen. Oft wurde dabei ein Riesenphallos mitgeführt. Sind auch von Athen Phallologien bekannt, so wissen wir, daß auch die Kolonien — etwa zu dem feierlichen Zug anläßlich der großen Dionysien — eigene Phallen als Festgabe beisteuerten. Dabei scheint es sich um große und teure Dinge gehandelt zu haben.

Von diesem eben geschilderten und mit Belegen versehenen Weltbild einer Divinisierung von Eros und Sexus hebt sich in aller Klarheit und Eindeutigkeit das Weltbild der Bibel ab. Hier steht kein kosmischer Eros am Anfang, der durch geschlechtliche Zeugung von Urwesen die Erde hervorbrächte. Hier steht ganz am Anfang Gott allein. Von ihm heißt es, daß Er im Anfang Himmel und Erde erschuf. Sie sind Werk seiner Hände; sie sind keine Götter, wie auch nichts im Himmel und auf der Erde Anspruch auf das Prädikat „göttlich" erheben kann, womit die Griechen so großzügig umsprangen. Alles Erschaffen ist ein großes Ja-Sagen zu dem, was von Ihm zur Verwirklichung erkoren ist. Dazu gehört auch der Mensch. Auch er ist ein „Erdenwesen", so wird er ja genannt („adam"). Er ist kein „Himmelswesen", sondern von dem planenden und in die Wirklichkeit rufenden Gott als Sein Ebenbild entworfen und geschaffen. Mag er auch kraft seiner Ebenbildlichkeit mit Gott einen natürlichen Herrscherauftrag über die übrige Schöpfung erhalten: er steht diesseits der Scheidelinie von Welt und Gott. Er ist geschaffen als „Mann" und „Frau". Dem ersten „Mann" ist eine „Männin" als Gefährtin beigegeben, damit er nicht allein sei. Zugleich erhalten beide den Auftrag, fruchtbar zu sein, durch den Gebrauch ihrer geschlechtlichen Anlage neue Menschen zu zeugen. Der menschlichen Gemeinsamkeit der beiden untereinander aber steht rangmäßig voran des Menschen Verhältnis zu seinem göttlichen Schöpfer. Dadurch ist und bleibt er zu einem grundlegenden Gehorsam verpflichtet. Ihm ist es verwehrt, in absoluter Selbstherrlichkeit nur das tun zu wollen, wozu er „Lust" hat.

Der Gott des Alten Testamentes ist keine kosmisch-erotische Urgewalt, mit der eine ekstatische Vereinigung gesucht werden könnte. Jahwe ist der „ganz Andere", der absolut Heilige. Neben ihm gibt es keine anderen Götter. Alles andere ist ohne Ausnahme Gottes Geschöpf und untersteht der heiligen Gottesordnung des Schöpfers.

Der Gläubige des Alten Bundes erschauerte in Furcht und Ehrfurcht vor dem allheiligen Gott. Er war von dem Wissen durchdrungen: Niemand kann Ihn von Angesicht zu Angesicht sehen und am Leben bleiben. Wer Ihn sieht, muß sterben. Dieses Erbeben des Geschöpfes vor seinem Schöpfer reinigte die Religion des Alten Testamentes von allen Spuren innerkosmischer Divinisierung. Es konnte keine Sehnsucht danach aufkommen, sich in einen Welt-Gott zu verlieren, darin aufzugehen und dieses Aufgehen in einem Rauscherlebnis zu genießen. „Die Liebe zu Gott bedeutete Gehorsam, nicht Vereinigung oder Identifizierung mit ihm, und Gehorsam wirkte sich vor allem in der Liebe zum Nächsten aus . . ." (Cole[8]).

Freilich die herbe Strenge des Jahwe-Kultes, der die lockende Phantastik sinnlicher Bilder verbrannte, machte das Gegenstück der orgiastischen Kulte, welche die Israeliten bei den Nachbarvölkern beobachteten, um so verlockender. Selbst Israels Gottesmänner blieben nicht von dem Geist ekstatischer Raserei verschont, wie er bei den Nachbarvölkern üblich war. Die mächtige Erregung der Gefühle durch Musik „mit Zither und Flöten, Pauken und Harfen", verbunden mit Tanzen und Springen, gehörte zu den Kulten der Kanaaniter. Auf dem Berge Karmel vor den Augen des Propheten Elias vollzog sich das Tun dieser „heiligen Männer", das sich bis zur Raserei steigerte. Sie traten damit in Wettstreit zu seinem Gottes-Dienst. „Sie schrien immer lauter und machten sich nach ihrem Brauch Einschnitte mit Schwertern und Spießen, bis das Blut an ihnen herabrann. Als der Mittag vorüber war, gerieten sie ins Rasen" (1. Kön. 18,28 f.). Historische und archäologische Untersuchungen haben den Beweis dafür erbracht, daß auch in Kleinasien und Syrien orgiastische Kulte in Blüte standen. Die syrischen Baale stehen in Parallele zu Bacchus und Dionysos. Ihre Anhänger nahmen an wilden Riten teil, zu denen der Genuß vergorener Säfte gehörte und die ihren Höhepunkt oft in Blutvergießen, Kinderopfer und sexueller Betätigung geweihter Personen hatten. Das nach Kanaan eingedrungene Israel blieb nicht unbeeindruckt von der Kultur, die es vorfand, selbst das Tun der haufenweise herumziehenden Propheten, die ein dramatisches und ekstatisches Ritual anwandten, um zu einer Vereinigung mit der Gottheit zu kommen, blieb nicht ohne Nachahmung. Aber hier war ein anderer Geist am Werk als in Israels Jahwe-Dienst. Sein Geist konnte über einzelne kommen und sie zu großartigen Taten antreiben, vor allem zu erstaunlichen Siegen über die Feinde des Volkes.

Mit Seinem Geist konnte Jahwe plötzlich und unberechenbar über die Seinen fahren; Kanaans Propheten aber versetzten sich durch eigene Machenschaften in einen Taumel und Rauschzustand in der Absicht, damit eine Einigung mit ihrer Gottheit zu erreichen. Für den gläubigen Israeliten stand Gottes Auftrag im Vordergrund, für die heidnischen Propheten dagegen das eigene gefühlsmäßige Erlebnis, die Gewalt der Raserei und die Großartigkeit der Verzückung. Darin schien der Mensch die durch ihre Enge bedrükkenden Grenzen des eigenen Wesens durchbrechen und sich ins Unendliche ausweiten zu können. Doch blieb es lediglich ein Wirbeln um die Achse des eigenen erregten

[7] Martin P. Nilsson, Griechische Feste von religiöser Bedeutung mit Ausschluß der attischen. Darmstadt 1957, S. 263.

[8] William Graham Cole, Liebe und Sexus in der Bibel (Sex and Love in the Bible), übers. v. R. Malchow. Hamburg 1961, S. 50.

Bewußtseins, wozu selbst die Stimulanz durch Verwundung des eigenen Körpers wie durch Blutvergießen anderer beitragen mußte. Hingegen wurden die Israeliten, auf die Jahwes Geist fiel, zu bestimmten Aufgaben angeregt, zum Kämpfen, Handeln, Vorgehen im Namen des Herrn. Sie wurden zu Leistungen angestachelt, während die heidnischen Propheten nach ihrer Raserei in Erschöpfung zurückfielen.

Unter Aufgabe bewußten Selbstbesitzes trachteten die kanaanitischen Enthusiasten wenigstens für die Augenblicke des Rausches nach einem Aufgehen in der Gottheit. „Sie nannten sich die von Gott Bewohnten oder von Gott Besessenen und nahmen den Namen ihres Herrn an. Die Anhänger des Bacchus zum Beispiel nannten sich Bacchae und bekleideten sich mit Kopfputz und Gewändern, denen, die ihrer Meinung nach ihr Gott trug, so ähnlich wie möglich. Aber es ist auffallend, wie sehr eine derartige Einstellung im Alten Testament fehlt. Der Israelit gab sich niemals der Illusion hin, daß es dem Menschen möglich sei, am göttlichen Leben teilzunehmen oder am göttlichen Wesen teilzuhaben. Jahwe ergoß seine Kraft in den Menschen und trieb ihn damit über sich selbst hinaus, aber nie erfüllte er einen Sterblichen mit seinem Selbst. Das hätte kein Mensch aushalten können. Er wäre vernichtet worden, er hätte zerspringen müssen“ (Cole 52).

Hat Jahwe in schlechthinniger Transzendenz den Menschen absolut frei aus dem Nichts erschaffen, so hat er ihn damit in die Zeit als den Raum seiner Bewährung hineingestellt. Den Menschen im Banne der Naturkulte fehlte ein eigentliches Verständnis für den Sinn der Zeit. Ihnen schien die Zeit lediglich ein unendliches Kreisen um ewig wiederkehrende Geschehnisse zu sein. Die göttliche Ur-Tat hingegen hat den Menschen als Wesen geschaffen, das in der Zeit seine einmalige Geschichte erfährt.

Der weltüberlegene alleinige, sich selbst genügende und sich selbst absolut besitzende Gott hat den Menschen aus einer besonderen, den Menschen in seinem Personsein treffenden Liebe geschaffen. In göttlicher Freiheit hat er sich zum Menschen als seinem Bundespartner herniedergeneigt. Er wollte mit seinem Volke eine ewige Bundes-Ehe eingehen. Darum war der Mensch zu einer persönlichen Liebesantwort befähigt, wozu kein untermenschliches Ding fähig ist. Dem Menschen in seiner Existenz war damit der Raum einer Heilsgeschichte eröffnet. War ihm die Freiheit gegeben, Gott treu zu sein und damit sein Heil zu wirken, so mußte sich zugleich die andere erschreckende Möglichkeit auftun, von Gott abzufallen, ihm untreu zu werden, worauf freilich harte Strafen standen, aber Strafen, die doch wieder von der übergroßen Liebe Gottes herkamen, sollten sie doch die Abgefallenen zu Reue und Umkehr veranlassen. Letztlich versichert Jahwe dem Menschen immer wieder, daß Er des Menschen Heil ist.

Damit kann es für den Menschen kein vorethisches Verhalten mehr geben, das sich rein auf der Naturebene bewegt, ohne ins ethisch Relevante aufzusteigen. Schon wer diesen Aufstieg unterläßt, schon wer sich einfach seinen naturhaften Antrieben überläßt, verstößt gegen Gottes Gebot: er „sündigt“. So sehr sich Menschen darum bemüht haben, wieder in einen vorsündigen Zustand reiner Naturhaftigkeit unterzutauchen: Schon dieses Bemühen ist „Sünde“, Frevel vor Gott dem Allheiligen. Die Baale aber wie die anderen Gottheiten der Naturkulte waren moralisch indifferent. Es kümmerte sie nicht, wie sich ihre Anhänger gegeneinander benahmen, solange sie nur die geforderten Opfer darbrachten und das vorgeschriebene Ritual erfüllten. Ganz anders Jahwe. Mit seiner Schöpfung ist eine Ordnung mitgesetzt, die der Mensch nicht, ohne schuldig zu werden, verletzen kann. Sein Wesen mit Leib und Seele ist gottgesetzt, darf darum nicht absolut willkürlich gebraucht und mißbraucht werden. Insbesondere aber ist der Mitmensch als von Gott geschaffenes und geliebtes Wesen seinem willkürlichen Zugriff entzogen. Freilich war es viel leichter, sich gehen zu lassen, sich den Antrieben der Natur wie den Verlockungen von außen her zu überlassen, statt sich zur geistigen Höhe sittlicher Verantwortlichkeit zu erheben. Diesem Sich-Gehen-Lassen traten die Gottesmänner des Alten Testamentes entgegen. Sie schärften dem Volke ein, daß die Übel und Leiden, die das Volk zu erdulden hatte, Folge der Buhlerei um die Baale waren, die derartiges nicht nur zuließen, sondern dazu ermutigten. Im Namen Jahwes opponierten sie energisch gegen Gier und Rausch, die den Menschen jedes Verantwortungsbewußtsein verlieren ließen. Sein Gebot forderte, den Nächsten zu lieben und zu achten, ihm zu geben, was ihm zustand: die Würde als Mensch und Bruder.

Doch immer wieder erlag Israel der verführerischen Lockung des leichten Weges. Man glaubte, einen Kompromiß schließen zu dürfen, die religiösen Pflichten mit äußerer Kulturerfüllung abzugelten, mit dem Herzen aber ganz bei den naheliegenden und faszinierenden Dingen der Welt zu sein. Daher die Klage Jahwes durch den Mund seiner Propheten: Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist weit weg von mir!

Jahwe aber forderte von den Menschen wirkliche Herzens-Liebe zu ihm: er war „eifersüchtig“ auf das Herz derer, die Ihm gehörten. In diese Liebe eingeschlossen war die Forderung, den Neben-Menschen zu lieben. Auch die Eheleute durften sich nicht einfach nur dem Schwergewicht einer naturhaften Liebesanziehung und Abstoßung überlassen. Auch für sie galt es, eine rein naturhafte Liebe zu überformen durch eine ethische, von Gott geforderte Liebe. Daß freilich in der Zeit des Alten Bundes in dieser Hinsicht vieles im argen lag, zeigt die Duldung der Vielweiberei vor allem bei den Großen des Volkes, eine Erscheinung, die unter der geforderten personalen und in Treue bindenden Liebe von Menschen liegt, wie weiterhin das Zugeständnis des mosaischen Gesetzes an die menschliche Triebhaftigkeit, das dem Manne eine einseitige, von sich ausgehende Ehescheidung gestattete. Indes hat Jesus Christus das, was ursprünglich war und nur zeitweise unter dem Druck der Triebgewalt außer Geltung gesetzt schien, ausdrücklich wiederhergestellt. Gott ist es, der in der Ehe Menschen aneinander bindet, und was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen.

Die Verkünder der christlichen Botschaft waren ganz von dem neuen, ihnen aufgeleuchteten und ihr eigenes Leben durchflutenden Licht erfüllt. Wenn sie im Auftrag

des Herrn die „Frohe Botschaft" weitertrugen, so mußten sie zu ihrem Leidwesen erfahren, daß ihre Verkündigung oft ins Leere stieß, ohne das erwartete Echo blieb, ja im Gegenteil die Hörer zu einem Widerstand reizte, der sich organisierte und auf die Verkünder zurückschlug. Sie erinnerten sich daran, daß bereits der Herr, der als das „Licht" in die Welt gekommen war, durch sein Auftreten und Lehren eine Scheidung der Geister veranlaßt hatte. Das Licht seiner Lehre traf vielfach auf verdüsterte Augen, die weder sehen wollten noch sehen konnten (Lk 11,34 ff.; Jo 9,39; 12,40). Kurz und treffend hatte es der Apostel Johannes im Prolog seines Evangeliums gesagt: Die Menschen hatten die Finsternis lieber als das Licht.

Die gleiche Erfahrung verdichtete sich bei den Verkündern der christlichen Frohbotschaft zu der Erkenntnis, daß es die besondere Existenzlage des Menschen in der Sünde ist, welche an dieser eigentümlichen Blendung des inneren Sehvermögens Schuld trägt. Eine seelische Erkrankung, Folge einer inneren Auszehrung durch enthemmte Triebe und Begierden, wirkt sich in einer Trübung des hell-bewußten Urteilsvermögens aus. Tertullian bezeichnet diese Benommenheit des Bewußtseins ausdrücklich als „Rausch" („crapula"). Aus der Verdämmerung des inneren Lichtes, welche er auch als „Schlaf" kennzeichnet, erwacht der Taumelnde nur in gelegentlichen Augenblicken zu vollem Selbstbesitz, in denen er durch sein gesundes Urteil beweist, daß seine Seele von Natur aus christlich ist[9].

Klemens von Alexandrien hat in seinem „Protreptikos", seiner „Mahnrede an die Heiden" mit unüberbietbarer Schärfe herausgestellt, daß der Unterschied zwischen den pantheisierenden Naturkulten der Heiden und dem christlichen Gottesdienst des Schöpfergottes mit seinen sittlichen Geboten seinen eigentlichen Grund hat in einem ganz verschiedenen, ja gegensätzlichen Existenzverhalten des Menschen. Ihm stehen die Heiden nicht einfach auf gleicher Existenzebene, so daß sich darauf rein sachlich argumentieren und diskutieren ließe. Er war sich bewußt, daß er sich nur in einer „Mahnrede" an die Heiden wenden konnte. In immer erneutem Ansetzen muß er die geistig Schlafenden und Betäubten beschwören, um sie zu nüchterner Wachheit aufzuschrecken. Seinen Appell wiederholt er deshalb, weil Heiden wirklich Rauschsüchtige sind. Er ruft ihnen zu: „Ihr Unvernünftigen seid Leuten ähnlich, die Mandragora (Ala run) oder ein anderes Gift zu sich genommen haben. Gott verleihe euch, daß ihr aus diesem Taumelschlaf wieder erwacht und Gott erkennt" [10].

Klemens kann sich nicht mit verschleierten Hinweisen begnügen; er scheut sich nicht — wie er es für nötig hält —, in aller Schärfe die seelischen Wurzeln der phantastischen Göttergeschichten aufzudecken. Er setzt ihnen entgegen das Licht der Wahrheit (des „Logos"), die von oben kommt, Nüchternheit schafft und Nüchternen leuchtet, während die Göttergeschichten belebt und am Leben erhalten werden durch

[9] Tertullian, Apologeticum — Verteidigung des Christentums. Hrsg. von C. Becker, 1952, S. 120. — Vgl. zum hier Gesagten: G. Siegmund, Rausch und Religion, 1967, S. 5 ff.
[10] Clemens von Alexandria, Mahnrede an die Heiden. Übersetzt v. C. Stählin 1934, S. 178.

„die schwärmenden Dichter, die bereits völlig trunkenen, mit Epheu bekränzten, die in bacchischer Raserei völlig von Sinnen gekommen sind" (72).

Den Heiden erklärt Klemens unverblümt: „Ich werde euch das Verborgene ganz offen nennen, ohne mich zu scheuen, das zu sagen, was anzubeten ihr euch nicht scheut. Die ‚Schaumgeborene' also, ‚die auf Kypros Geborene', die Geliebte des Kinyras — ich meine die Aphrodite, die Philomedes heißt, weil sie aus der Medea entsprang, nämlich aus jenen abgeschnittenen Zeugungsgliedern des Uranos, den wollüstigen, die noch, nachdem sie abgeschnitten waren, die Wogen vergewaltigten —, was für eine würdige Frucht der wollüstigen Glieder habt ihr an ihr! In den feierlichen Gebräuchen zu Ehren dieser Meereslust wird als Zeichen der Zeugung ein Salzkorn und ein Phallos denen übergeben, welche in die unkeusche Kunst eingeweiht werden; die Mysten aber bringen ihr eine Münze dar, wie ein Liebhaber einer Dirne. — Die Mysterien der Deo aber sind die Liebesverbindung des Zeus mit seiner Mutter Demeter und der Zorn seiner Mutter oder Gattin — ich weiß nicht, wie ich sie fortan nennen soll — Deo, die wegen ihres Zornes den Namen Brimo erhalten haben soll, und Anrufen des Zeus und Gallentrank und Herausreißen von Herzen und unsagbares Tun. Die gleichen Gebräuche vollziehen die Phryger zu Ehren des Attis und der Kybele und der Korybanten. Es wird aber erzählt, daß Zeus einem Widder die Hoden abgerissen und der Deo mitten in den Schoß geworfen habe, indem er so zum Schein Buße für seine Vergewaltigung leistete, indem er fälschlicherweise vorgab, sich selbst entmannt zu haben ... Soll ich auch noch das übrige erzählen? Demeter gebiert ein Kind, Kore wächst heran, und eben der Zeus, der sie erzeugte, verbindet sich wieder mit Pherephatta, seiner eigenen Tochter, wie zuvor mit der Mutter Deo, ohne mehr an den früheren Frevel zu denken — Vater und Verführer des Mädchens ist Zeus! Und zwar verbindet er sich mit ihr in Gestalt einer Schlange, wobei sich zeigte, was er wirklich war. Bei den sabazischen Mysterien ist das Symbol für die Mysten ‚Der Gott im Busen'; das aber ist eine Schlange, die denen, die eingeweiht werden, durch den Busen gezogen wird, ein Beweis für die Unkeuschheit des Zeus. Auch Pherephatta gebiert ein Kind, und zwar mit Stiergestalt" (85 f.).

Wir können hier übergehen, wie Klemens im einzelnen die Unmenschlichkeiten des Dionysosglaubens und des Dionysoskultes schildert. Nur die Geschichte sei noch wiedergegeben, welche die Entstehung des Phalloskultes berichten will. Einem vorzeitig verstorbenen Liebhaber soll Dionysos das eidliche Versprechen geschlechtlicher Vereinigung gegeben haben. Vom Willen beseelt, dieses Versprechen zu halten, „eilt Dionysos zum Grabe und entbrennt vor Begierde. Er schneidet nun den Ast eines Feigenbaumes, der gerade zur Hand war, ab, schnitzt ihn zu, daß er einem männlichen Glied ähnlich war, und setzte sich auf den Ast, um dem Toten sein Versprechen zu halten. Als ein mystisches Denkmal an dies Vorkommnis werden dem Dionysos in den Städten Phalloi aufgestellt. ‚Wenn es nicht Dionysos wäre, dem man den Festzug veranstaltet und das Phalluslied singt, wäre das Ganze ein schamloses Tun', sagt Herakleitos. ‚Ein und derselbe aber ist Hades und Dionysos, zu dessen Ehre sie

schwärmen und trunkene Feste feiern', nicht sowohl wegen der körperlichen Trunkenheit, wie ich meine, als wegen der schmählichen Zurschaustellung zügelloser Ausgelassenheit" (105).

Zählt Eros zu den ältesten Göttern, so haben ihn krankhafte Zügellosigkeit und „zuchtlose Begierde zur Gottheit gemacht" (117). Götter — sagt Klemens seinen Lesern — „sind die Urbilder für eure eigene Wollust, das sind die göttlichen Lehren der Zuchtlosigkeit, das der Unterricht der zusammen mit euch hurenden Götter; ,denn was einer will, das glaubt er auch immer', wie der Athenische Redner sagt. Was habt ihr aber auch sonst für Bilder! Kleine Panfiguren und nackte Mädchen und trunkene Satyrn und aufgerichtet Zeugungsglieder, die auf den Gemälden schamlos dargestellt und wegen der Zuchtlosigkeit zu verurteilen sind. Ferner schämt ihr euch nicht, ganz offen vor allem Volk gemalte Darstellungen der ärgsten Zügellosigkeit zu betrachten, haltet sie vielmehr noch in Ehren, wenn sie aufgestellt sind, begreiflicherweise, da es ja die Bilder eurer Götter sind; und in euren Häusern habt ihr Denkmäler der Schamlosigkeit den Göttern geweiht, indem ihr die Stellungen der Philainis (einer Dirne) in gleicher Weise abbilden laßt wie die Arbeiten des Herakles. Wir verkündigen, daß man nicht daran denken darf, solch schändliche Dinge zu tun oder auch nur anzusehen oder anzuhören. Eure Ohren haben Unzucht, eure Augen Hurerei getrieben und, was das Unerhörteste ist, schon vor der Umarmung haben eure Blicke die Ehe gebrochen" (137).

Eben die letzte Bemerkung sollte aufhorchen lassen. Wessen Gedankenwelt ganz von der anonymen Wollust der Geschlechtsgier angefüllt ist, ob er ihr nur in der Phantasie oder in der Wirklichkeit nachkommt, lebt unter jener Existenzebene, auf der allein eine echte Einehe vollmenschlicher Art möglich ist. Hier darf und wird die Schamschranke nur in der Liebeseinigung zweier Personen, die sich immerwährende Treue geschworen haben, durchbrochen. Alles andere ist „Ehebruch" und macht zur Führung einer vollmenschlichen Ehe unfähig.

Nach einer eingehenden Schilderung der heidnischen Mysterien und ihrer Rückführung auf die wahre Wurzel kann Klemens in wuchtigen Sätzen zusammenfassen: „Das sind die Mysterien der Gottlosen; gottlos nenne ich aber mit Recht die, welche den wahrhaft seienden Gott nicht kennen, dagegen ein von den Titanen zerrissenes Kind (= Dionysos) und ein trauerndes Weib und Glieder, die man in der Tat vor Scham nicht nennen kann, schamlos verehren, so daß sie in doppelter Gottlosigkeit befangen sind, einmal weil sie von Gott nichts wissen, den wahrhaft seienden Gott nicht kennen; der zweite Irrtum aber ist der, daß sie die nicht Seienden für seiend halten und sie Götter nennen, sie, die nicht wirklich sind, vielmehr überhaupt nicht sind, sondern nur den Namen erhalten haben" (92).

Es kann keine Frage sein: Zwischen den Naturkulten, die den Sexus divinisieren und dabei jede ethische Haltung beiseite schieben, und der Auffassung der Bibel von der Sexualität, welche Teil einer Schöpfungsordnung bildet, besteht eine Kluft, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Es kann zwischen den beiden einander ausschließenden Gegensätzen keinen Kompromiß geben. Es ist auch nicht möglich, die menschliche Sexualität aus der ethischen Schöpfungsordnung herauszulösen, sie in dem Sinne zu neutralisieren, daß man sie rein in sich, befreit von „moralistischen Tabus", betrachtet, daß man sie loslöst und frei macht von den Entstellungen, welche die christliche Moral ihr angetan haben soll. Wenn heute immer wieder mit unüberbietbarer Heftigkeit gegen die christliche Sexualmoral polemisiert wird, so sollen damit keineswegs nur gewisse zeitbedingte Verengungen, die man gar nicht zu leugnen braucht, angeprangert werden. Vielmehr wendet man sich gegen jede ethische Bewertung schlechthin und will Sexualität als reines Natur-Phänomen gewertet wissen. Damit nimmt man sie aus der Schöpfungsordnung heraus, womit sie aber sofort beginnt, alles Seelenleben zu überwuchern. In Wirklichkeit ist eine rein naturalistische Neutralisierung dieses Triebes nicht möglich. In dem Augenblick nämlich, da sie angeblich vollzogen wird, wird zugleich das Tor für eine erneute Divinisierung aufgetan.

Ähnlich wie der geistig-ethische Jahwe-Kult zur Zeit des Alten Testamentes von den Naturkulten der umliegenden Völker bedroht war, so suchten diese auch bald in das Innerste des neuen Christentums einzudringen und unter Belassung der äußeren Schale des kultischen Tuns den Kern durch einen perversen Gegenkult zu ersetzen. Der Kirchenlehrer Epiphanius von Salamis in Ägypten kam als junger Mann um das Jahr 335 n. Chr. in engere Berührung mit der Sekte der Phibioniten, die ein typisches Beispiel für den Versuch der Naturkulte, in das Christentum einzudringen, darstellen. Er selbst war nahe daran, sich zum Übertritt bewegen zu lassen, sagte sich aber nach einiger Zeit von ihnen los und machte den kirchlichen Vorstehern Mitteilung vom Treiben der Phibioniten, worauf gegen achtzig Sektenanhänger aus der Kirche ausgestoßen wurden — ein Hinweis dafür, daß sich das Tun dieser Sekte zunächst unbemerkt innerhalb der Kirchengemeinschaft vollzogen hatte.

Äußerlich lehnte sich das Sektenritual in seinem Tun und seinen Bezeichnungen — sakrales „Mahl" und „Agape" — an christliche Vorbilder an. Aber im Gegensatz zu der christlichen Forderung, beim Gemeindemahl den Geist nüchterner Zurückhaltung zu üben, war das Mahl der Phibioniten auf Üppigkeit und Maßlosigkeit angelegt. Hatte schon der Apostel Paulus Anlaß gehabt, die Korinther zu rügen, daß die dem Herrenmahl vorausgehende Agape bei manchen in Schlemmerei ausartete (1 Kor 11,21), so erfahren wir nicht, ob es sich dabei nur um gedankenlose Maßlosigkeit gehandelt hatte oder ob schon damals perverse Tendenzen dahinter standen. Jedenfalls forderte der Apostel die Christen nicht ohne Grund auf, die Werke der Finsternis abzulegen, denen er „Schwelgerei und Gelage, Buhlerei und Ausschweifung" (Röm 13,13) zuzählt.

Solche „Werke der Finsternis" aber gehörten in das Programm der Phibioniten. Die Üppigkeit des vorausgehenden Mahles stand in innerer Verbindung mit dem, was sich daran anschloß, was sie selber „agape" nannten. Darunter verstanden sie die sexuelle Vereinigung der Teilnehmer, wobei sie das ausgestoßene Sperma ihrer kos-

mischen Weltgottheit — „Barbelo" genannt — offerierten, gewissermaßen zurückerstatteten. Ganz im Sinne der um die „Heilige Hochzeit" kreisenden Naturkulte war den Phibioniten der Geschlechtsakt der religiöse Zentralakt, das Göttliche selbst. Dabei gingen sie in erster Linie auf Erzeugung der Lust aus, während sie die Kinderzeugung zu verhindern suchten. Kam es doch zu Schwangerschaften, so suchten sie die Leibesfrucht abzutreiben, zerstießen ihn in einem Mörser, mengten andere Substanzen bei, worauf jeder „mit dem Finger von dem zerstampften Kinde kommunizierte". Auch bezeichneten sie Sperma und Menstrualblut als Leib und Blut Christi und benutzten es als Materie für eine „Kommunion" [11].

Offensichtlich steht die kosmische All-Mutter-Gottheit Barbelo in Parallele zu der grauenerregenden indischen Göttin Kali. Hier ist die Erde vergottet, die in Gier ihre eigenen Kinder frißt und sich mit ihren Leichen mästet, „der Totengeier und der Sarg, der fleischfressende Sarkophag, dessen zähnefletschendes Erdmaul gierig den Blut-Samen der Menschen und Tiere aufleckt" (Neumann [12]).

In den Jahrhunderten des Mittelalters herrschte keineswegs unumschränkt der christliche Gottesglaube mit der ethischen Auffassung der Sexualität. Vielmehr stand der Forderung und dem Willen zu ethischer Formierung des Sexus der Drang nach orgiastischen Rauscherlebnissen gegenüber, der wahrscheinlich durch weiterlebende dionysische Volkskulte immer wieder neu belebt wurde. Freilich trat im Mittelalter an die Stelle von Dionysos der Satan. Die Polarisierung des Weltbildes mit den zwei äußersten Gegensätzen wird folgerichtig zu Ende geführt. Doch da es nur einen wirklichen Seins-Geber gibt, eben Gott, und es nur die von ihm gegründete Seins-Ordnung gibt, deren Einhaltung in sich Garantie für die Erhaltung des Seins trägt, kann Satan nur der nihilistische Gegenspieler sein. Das Gegenreich, das er aufrichten will, kann sich nur auf Schein und Trug gründen; es ist ein gleißnerisches Trug-Reich, das den Menschen betört. Wer sich ihm überläßt, wirkt in innerer Folgerichtigkeit zerstörend und vernichtend.

Ob und inwieweit die Hexen des Mittelalters als Opfer eines satanischen Sexualkultes anzusprechen sind, wollen wir hier nicht erörtern. Wir kennen aber einen aktenmäßig gut belegten Fall eines satanistischen Sexualkultes, der so erschreckend ist, daß man ihn nicht glauben möchte, wäre er nicht durch eine Fülle eidlicher Aussagen belegt.

Gilles de Laval, meist Gilles de Rais genannt, war um 1404 im Grenzgebiet der Bretagne und von Anjou im Schloß von Machecoul geboren. Durch Erbschaft und Heirat war er einer der reichsten Männer des damaligen Frankreich. Mit Jeanne d'Arc erfolgreich in den Kriegen gegen England wurde er mit 25 Jahren Marschall von

[11] Epiphanius, Panarion haer. XXVI 4 f (Migne PG XVI 337 ff.). — Vgl. dazu: Gerhard Zacharias, Satanskult und Schwarze Messe. Ein Beitrag zur Phänomenologie der Religion. Wiesbaden 2. Aufl. 1970, S. 29—36.

[12] Erich Neumann, Die Große Mutter. Der Archetyp des Großen Weiblichen. Zürich 1956, S. 149.

Frankreich. Sein schier unermeßlicher Reichtum wie seine Stellung als Feudalherr, der unumschränkt über Leben und Tod seiner Untergebenen befinden konnte, wurde ihm zum Verhängnis. Um seine enormen Ausgaben zu decken, mußte er seine Güter unter Wert verschleudern. Zu seiner teuren Hofhaltung gehörten auch Schauspiele oder „Mysterien", die seine Leidenschaften in jeder Weise aufregten. Er war offensichtlich ein innerlich tief zwiespältiger Mann, auf der einen Seite religiös mit Neigung zum Mystizismus, auf der anderen Seite eine ausufernde Sinnlichkeit. Einem Marschall hatte jede Marketenderin zur Verfügung zu stehen. Schließlich scheint er, angeekelt von Frauen, Knaben für seine Lüste mißbraucht zu haben. Um zu Geld zu kommen, zog er Magier und Alchemisten an seinen Hof und machte schließlich eine Verschreibung an den Satan mit seinem eigenen Blut. Bei der Weihe an den Satan wurde ein Kind geopfert. Es blieb nicht bei dem ersten Kind. Ihm sollten ungezählte andere folgen.

Görres hat nach den Prozeßakten die Geschichte von Gilles de Rais zusammenfassend berichtet, dabei allerdings die mordende Sexualgier nur mehr gestreift. Joris Karl Huysmans ist dieser Seite seiner Geschichte näher nachgegangen und hat in seinem Roman „Là Bas" (deutsch: Tief unten) den Abstieg zur scheußlichsten Sexualgier samt sexualisierten Zwangsvorstellungen eingehend psychologisch durchleuchtet. Wenn er auch die Prozeßakten verwendet hat, ist seine Darstellung ein Roman, so daß sich schwer das dichterisch Ausgeweitete von dem streng Historischen scheiden läßt. Doch ist die Folgerichtigkeit des Abstieges der einmal ausgeuferten Sucht bis zum grauenhaften Zerstörungswerk einleuchtend gemacht [13].

In der „Mystik" von Görres steht über Gilles zu lesen: „Raiz ergab sich den schändlichsten Lüsten, die die Einbildungskraft nur irgend erdenken kann, und so hatte die Blutgier sich in ihm mit dieser Lust verbunden, daß die unglücklichen Schlachtopfer seiner Brutalität, nur im Augenblicke ihres Todes, einen wahren Reiz für ihn erhielten, und er aus grimmiger Lust fortsetzte, was er in der Verzweiflung angefangen. Er selber tötete mit eigener Hand seine unglücklichen Schlachtopfer: ihr Geschrei, ihr Röcheln, ihre Convulsionen ergötzten ihn, der sie noch zu mehren und zu verlängern sich mühte, und um diese Lust recht in der Nähe zu genießen, auf die Sterbenden sich niedersetzte. Man fand im Thurme von Chantoce eine ganze Tonne voll calcinirter Gebeine von Kindern, deren Zahl man auf vierzig schätzte, die dieser Moloch alle in seinen glühenden Armen verbrannt. Nach seinem eigenen Geständnisse belief sich die Anzahl derer, die er also dort und im Schlosse Machecou geopfert, auf hundert; in den Abtritten von Suze fand man andere, ebenso wieder in Nantes, Vannes; so

[13] Joseph von Görres beschreibt die Geschichte von Gilles de Rais in: Die christliche Mystik 5. Bd. Neue Auflage 1880. Die Anmerkung von S. 466 gesagt: Die Acten des ganzen Prozesses sind in Nantes bewahrt, ein Auszug aus ihnen in der königl. Bibliothek in Paris unter Nr. 493 Histoire de Bretagne composee sur les Titres etc. Paris 1707, p. 614—617. — Die neueste Ausgabe des Buches von Huysmans: Joris Karl Huysmans, Tief unten. Roman. Köln 1963. Die neueste Monographie ist: Roland Villeneuve, Gilles de Rays. Paris 1955.

daß man die ganze Anzahl auf hundertfünfzig schätzte. Sie alle wurden den Dämonen Barron, Orient, Belzebub, Satan und Belial geopfert, während man ihnen das Officium vom Ostertage absang. Bald nach Ostern, wo er neuerdings eine Fahrt nach dem Heiligen Lande angelobt, aber gleich darauf in Nantes mit denselben Abominationen sich besudelt hatte, wurde er endlich auf Befehl des Herzogs . . . verhaftet" (V 464 f.). Der Prozeß scheint mit großer Sorgfalt geführt worden zu sein. Er endete mit dem Todesurteil und der Hinrichtung von Gilles de Rais. Er wurde den Flammen übergeben, doch wegen seiner Reue nach seinem Tode in geweihter Erde begraben.

Wenn Gilles de Rais zu einem Verbrecher wurde, so war er einerseits der zügellose Lüstling, der einmal äußerte: „Ich fand größere Befriedigung im Genuß der Martern, der Tränen, des Grauens und des Blutes als an jedwedem Vergnügen." Anderseits vermochte Gilles nie seine moralische Anlage und Verantwortung ganz auszuschalten. Er litt unter den Perversionen, in die er hineingeraten war, aus denen herauszufinden er die Kraft nicht aufbrachte. Immer wieder hatte er Ansätze gemacht, damit zu brechen und eine Buße zu übernehmen. Es wäre falsch, seine Verirrungen einfach auf eine perverse Veranlagung zurückzuführen. Jeder Mensch, der sich der Lust um der Lust willen verschreibt, endet in einem Hexenkreis, aus dem er nicht mehr herauskommt. Wenn es für gewöhnlich nicht zu solchen Verbrechen kommt, sie vielmehr Ausnahme bleiben, dann hat das seinen Grund darin, daß sich die Gesellschaft dagegen zeitig genug wehrt. Das wehrlose Volk der Untertanen aber war seinem Feudalherrn gegenüber ohnmächtig, bis seine lauten Klagen endlich zu Rechtsträgern drangen, die sich des Falles annahmen.

Der Marquis de Sade war gleichfalls ein prinzipieller Lüstling, doch war er kein Ungeheuer, der unter die großen Sexualverbrecher einzureichen wäre. Seine zügellose Phantasie scheint nicht durch moralische Bedenken in Schranken gehalten zu sein. Dafür waren es siebzehn Jahre Gefängnis, die ihm das Ausleben seiner Perversionen unmöglich machten.

Es liegt nahe, im Lichte des bisher Ausgeführten, nun auch noch das zu durchleuchten, was sich heute „Sexuelle Revolution" nennt. Es handelt sich dabei nicht nur um ein faktisches Außerkraftsetzen der sittlichen Gebote, selbst nicht nur um ein prinzipielles Bestreiten dieser Gebote, sondern darüber hinaus die Forderung nach unbeschränktem „sexuellem Genuß" unter Anrufung der Staatsführung, einen solchen zu garantieren. Galten bisher Ehe und Familie als jene Institutionen, deren Sicherung der Staat zu garantieren hatte, so werden diese heute preisgegeben; an ihre Stelle soll der unbeschränkte sexuelle Genuß treten. Über dieser Revolution schwebt wieder der Phallus als Wahrzeichen. „Er wurde" — so beginnt Hans-Georg von Studnitz seinen Bericht über die sexuelle Revolution — „zum Wahrzeichen der Documenta 68, wo er, nach vergeblichen Versuchen, ihn aufzurichten, mit einer Windmaschine in Stellung gebracht werden mußte" [14]. An Belegen tut er dar, daß selbst christlichen Theologen

[14] Hans-Georg von Studnitz, Ist Gott Überläufer? Die Politisierung der evangelischen Kirche. Analyse und Dokumentation. Stuttgart 1969, S. 176.

die Fähigkeit zur Unterscheidung der Geister abhanden gekommen ist und manche von ihnen in die Reihen der sexuellen Revolutionäre übergelaufen sind. Kopfschüttelnd registrieren Schweizer Beobachter die „deutsche Gründlichkeit" im Übereifer, den Menschen zu einer Sexmaschine zu reduzieren, „die möglichst reibungslos und befriedigend funktionieren muß. Jener verhängnisvolle Zug, die einmal eingeschlagene Richtung unbekümmert um jedes Maß bis ins äußerste Extrem zu gehen, tritt auch hier zutage. Wichtiger als die programmierte Lust wird die Konsequenz des Entschlusses — es gilt durchzuhalten und deutsche Leistungskraft zu bezeugen" (Studnitz 176).

Die sexuellen Revolutionäre wollen sich nicht damit zufrieden geben, von der Gesellschaft geduldet zu werden; sie möchten die Gesellschaft zwingen, dem Verfall der Sitten beizuwohnen und ihm zu applaudieren. Sie drängen selbst auf Anerkennung durch die Behörden. Studnitz hat seinem Bericht über die sexuelle Revolution von heute als Überschrift die Frage „Bekehrung zum Lingamkult?" gegeben.

Es drängt sich hier die Frage auf, ob wir nicht in der Gegenwart in einem weltanschaulichen Entscheidungskampf zwischen Gott und Satan stehen. Hat etwa Dante damit recht, wenn er den Phallus von Satan zum Mittelpunkt der Hölle macht [15]?

Anton Böhm hat in seiner Zeitanalyse „Epoche des Teufels" eine Zeitdeutung gegeben, die durch das auf Dostojewskij zurückgehende Stichwort vom „Sündenfall Europas" gekennzeichnet ist. Liegt ihm eine erneute Hybris zugrunde, so hat er zur Folge, daß der gefallene Mensch seine Gottebenbildlichkeit haßt und zugleich einen Kult des Geschlechtlichen wie eine Erniedrigung des Geschlechts betreibt. „Zu einem Teil" sagt Böhm — „ist der moderne Sexualismus eine Art von Droge zur Überflutung der Rationalität durch permanente Rauschzustände, also eine Form der Abwendung vom Geist und der falschen ‚Rückkehr zu den Müttern', die in Wahrheit nur maskierte Dämonen sind . . . es kennzeichnet unsere Epoche, daß die Schilderung sexueller Vorgänge oder Impulse zur Beschimpfung des Menschen benutzt wird. Die Sexualität an sich soll die Niedrigkeit des Menschen erweisen; daß er Geschlechtswesen ist, wird zu Vorwurf und Verdikt . . . Ihre Absicht ist, uns zu entmutigen. Sie wollen uns alle Hoffnung nehmen; sie geben uns keine Chance des Entrinnens: wir sind in dem Kloakenlabyrinth unserer Sexualität eingemauert; es gibt keine Befreiung . . . Geschlechtliche Sittlichkeit sei Selbsttäuschung und zumeist nicht einmal das, sondern ganz einfach Heuchelei" [16].

Dieses wollüstige Wühlen in der sittlichen Fäulnis ist freilich der konsequente dialektische Gegenschlag gegen eine ursprüngliche Divinisierung und Kosmisierung des Sexus, der Umschlag einer hymnischen Erhebung zu einer ekelhaften Verteufelung. In Wirklichkeit handelt es sich hierbei um eine Vergötzung, die sich selbst entlarvt.

[15] Andeutungen über Zusammenhängen zwischen sexueller Revolution und Satanskult in unserer Zeit macht Gerhard Zacharias in: Satanskult und Schwarze Messe.

[16] Anton Böhm, Epoche des Teufels. Ein Versuch. Stuttgart 1955, S. 47 f.

Die „falsche Geschlechtsgymnastik, so geistig sie sich gebärden mag, läuft in der Lebenswirklichkeit auf den Kult des Fleisches hinaus. Der ist pure Abgötterei: wenn der Sexus zum Fetisch wird, haben nicht einmal andere Götzen noch Platz neben ihm, und der personale Gott, der Richter und Retter, ist vollends entthront. All-Leben und „Gott", der dann eine amorphe und blinde Übergewalt ist, sind identisch, und das All-Leben verwirklicht sich in einer kosmischen Sexualität, welche die menschliche einschließt: alles vermischt sich unterscheidbar, der Intellekt dankt ab und wird von Eingebungen, die sich aus sexuellen Rauschzuständen herleiten, abgelöst: am Ende sind ‚Gott' und Geschlecht dasselbe ... Die Anbetung eines falschen Gottes aber ist ein Ziel der Strategie Satans, denn er selbst will in diese Götzenmaske gleiten, und die Adorierung der Verführten genießen" (Böhm 52).

In Wirklichkeit führt der divinisierte Sexus einmal in die Zerstörung des menschlichen Personseins und damit der Gottebenbildlichkeit hinein, weiterhin dazu, daß der Stärkere seinen Sexualpartner zum bloßen Lustobjekt degradiert und diese Lust genießt bis zur Tötung des anderen. Dahinein führt letzten Endes die konsequente Naturalisierung des Sexus.

Demgegenüber ist festzustellen, daß die christliche Sexualmoral die Bewahrung und Erfüllung der geschöpflichen sexuellen Anlage bedeutet. Die Gesetze der Moral sind zugleich die Gesetze des Lebens und dienen nichts anderem als dem menschlichen „Glück" des in seiner Geschlechtlichkeit Angelegten [17].

[17] Es verdient hier erinnert zu werden, daß Rainer Maria Rilke nach der Rückkehr einer „Religion" einer „phallischen Gottheit" gerufen hatte. In einem Brief aus dem Jahre 1922 an Rudolf Bodländer heißt es: „Das Entsetzliche ist, daß wir keine Religion besitzen, in der diese Erfahrungen, so wörtlich und handgreiflich wie sie sind (denn: zugleich so unsäglich und so unantastbar), in den Gott gehoben werden dürfen, in den Schutz einer phallischen Gottheit, die vielleicht die erste wird sein müssen, mit der wieder eine Götterschar bei den Menschen einbricht, nach so langer Abwesenheit.... Nach und nach wird man einsehen, daß hier, nicht im Sozialen und Ökonomischen, unser zeitgenössisches großes Verhängnis sei —, in dieser Verdrängung des Liebesaktes ins Peripherische; des klarschauenden einzelnen Kraft verbraucht sich nun daran, ihn wieder mindestens in die eigene Mitte zu rücken (wenn er nicht schon in der allgemeinen Weltmitte steht), was das sofortige Durchblutet- und Durchströmtsein der Welt mit Göttern zur Folge hätte! ..." Zit. nach: Weder Krankheit noch Verbrechen. Plädoyer für eine Minderheit. Herausgegeben von Rolf Italiaander. Hamburg 1969, S. 215.